

## Werk

**Titel:** Vermischtes

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1903

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273\\_0005|log89](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0005|log89)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

sünde begangen hat. Die ungezwungenen Biegungen der Straßen, die fast überall ein reizvolles, nicht zu weit abgeschlossenes und daher leicht übersichtliches Bild erzeugen, die klug ersonnene Einmündung der Straßen in die Plätze und die glückliche Lösung von Verkehrsknoten sind Vorzüge, die geradezu vorbildlich genannt werden können.

Hier mußte besonders gefordert werden, daß die Bilder nicht durch Einzelbauten gestört würden, die sich durch unkünstlerisches oder protziges Wesen hervordrängen. Trier ist nicht mehr so reich an schönen alten Bürgerhäusern wie Hildesheim, Rothenburg, Nürnberg, Lübeck, Danzig usw. Der früheren Gleichgültigkeit ist schon manches zum Opfer gefallen, was hätte erhalten werden können und müssen. Aber es gibt noch vieles, um dessen Bestand gekämpft werden muß.

Noch hat Trier verschiedene Reste bürgerlicher Bauten aus romanischer Zeit. Reich vertreten sind die gotischen Häuser aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, die gerade hier ein besonderes Gepräge haben. Dabei spielt, wenigstens in den ersten zwei Jahrhunderten, der aus der Fassade heraustretende, auf reich ausgebildetem Kragstein ruhende Schornstein, der seitlich vom First über Dach ragt, eine besonders kennzeichnende Rolle. Das ganz aus nachgeahmten vorhandenen Einzelheiten zusammengebildete „Alttrierer Haus“ auf der Düsseldorfer Ausstellung bot in Bild dieser Bauweise.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sind noch verschiedene Bürgerhäuser vorhanden, die ausgeprägte Trierer Sonderart besitzen. Wie fast im ganzen Westen Deutschlands und darüber hinaus schwächten gegen die Mitte des Jahrhunderts die übermächtig eindringenden französisch-höfischen Einflüsse das rechte bürgerliche Selbstbewußtsein und damit auch die künstlerische Eigenart. Dazu kam, daß Trier gegen Ende dieses Jahrhunderts von einer nur während der Völkerwanderung überragten Unglückszeit durch die Raubzüge Ludwigs XIV. betroffen wurde, in der sehr viel Schönes zugrunde ging. Das 18. Jahrhundert hat in Trier eine Fülle bemerkenswerter Bauten geschaffen; aber es klingt nicht mehr viel Ortseigentümliches hinein. Schädlich hat diese Zeit dadurch gewirkt, daß manchem Hause von guter alter Art eine neue Fassadenmaske vorgelegt worden ist, so daß man oft in die Höfe eindringen muß, um die ursprüngliche Bauzeit festzustellen. Auch an Fachwerkbauten war Trier trotz seines Steinreichtums nicht arm. Leider sind die noch bestehenden unter dem Zwange der früheren Bauordnung überputzt worden. Der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts verdankt Trier eine Reihe anziehender Empirebauten.

Es galt also noch manches zu bewahren oder wenigstens der Nachwelt im Bilde zu erhalten. Durch Anregung der Stadtvertretung war vor einigen Jahren eine „Kommission zur Aufnahme alter Häuser“ gebildet worden. Dieser Ausschuß wirkte zwar — und auch über den eigentlichen Zweck hinaus — fruchtbringend. So ist beispielsweise ein schönes, dem Abbruch verfallenes Haus, Palaststraße 4, in einer der Erbauungszeit (14. Jahrh.) entsprechenden Art, unter teilweiser Verwendung alter Bauteile in so mustergültiger Weise durch den Trierer Architekten Walter neuerrichtet worden, daß es zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit der Stadt geworden ist. Aber die Tätigkeit des Ausschusses war doch eine zu stille, als daß die Bürgerschaft dadurch lebhaft angeregt worden wäre. Da galt es denn, einen lauterer Weckruf erschallen zu lassen und so wurde der „Wettbewerb zur Erlangung von Hauptmarktfassaden“ ausgeschrieben. Ueber den Wert von Wettbewerben ist in diesen Blättern schon so viel gesagt\*), daß

diese Frage als ziemlich geklärt angesehen werden darf. Der Ausschuß glaubt, das, was von verschiedenen Seiten gefordert wird, nahezu erfüllt zu haben: Aufnahme durch Kamera und Stift, größere Anpassung der Bauordnung an die Anforderungen der Denkmalpflege, wirksame Anregung der Architekten und der Bürgerschaft und Darbietung von nachahmungswerten Mustern. Zum Wettbewerb sind nur einheimische Kräfte aufgefordert worden, die Wahl des Stiles war freigestellt; die eingereichten Entwürfe liegen den Bürgern zur steten Einsicht offen.

Bei den geringen Mitteln des Ausschusses waren Preise nicht ausgesetzt. Man rechnete, und nicht umsonst, auf die Opferwilligkeit der Trierer Architekten. Gegenstand der Ausschreibung war nur die Bebauung des Hauptmarktes (Abb. 4). Für diesen war wegen seiner Lage und geschäftlichen Bedeutung die Gefahr besonders groß, daß die reizvollen Bilder durch ungeschickte Neubauten verloren gingen. Die Westseite des Platzes (Abb. 1 u. 2) ist die bedeutungsvollste. Nebeneinander liegen hier das bekannte „Rote Haus“ aus dem 15. Jahrhundert, zwei zierliche Renaissancehäuser von Patheiger aus dem 17. Jahrhundert und eine anziehende Empirefassade. Diese vier Schöpfungen verschiedener Zeiten vertragen sich sehr gut und beweisen, daß eine einheitliche Gestaltung der Häuser keineswegs erforderlich ist, um einem Platze ein anheimelndes Gepräge zu geben. Die Südseite (Abb. 5) zeigt zwar kein besonders bemerkenswertes älteres Gebäude, aber gerade diese Anspruchslosigkeit des Vordergrundes läßt die Wirkung des unmittelbar hinter den Häusern aufsteigenden Gangolphurmes mit seinem gewaltigen Aufbau und seinem kräftig umrissenen Helm so überwältigend erscheinen. Auch die Ostseite (Abb. 6) ist schlicht und im einzelnen ohne hervorragende Bedeutung. Dort bildet die Gruppe der Domtürme einen wirkungsvollen Hintergrund, und durch die Öffnung der kurzen Sternstraße schaut die Domfassade mit erster Mahnung in das Marktbild hinein. Die Nordseite ist nahezu frei, aber hier wehrt, wenn auch in einiger Entfernung, ein alter treuer Wächter der Stadt, die Porta nigra, mit ihrem trotzigen Mauerwerk den Durchblick. Bei dieser Gestaltung und Umgebung des Platzes galt es, mit besonderer Vorsicht nicht passendes fern zu halten.

Es sind sieben Entwürfe mit zusammen 17 Blatt Zeichnungen eingegangen. Ihre Verfasser sind die Herren: Schmitz u. Wirtz, Reitz u. Sievernich, Tillmanns, Walter, Bindernagel, Marx und Frinken, sämtlich in Trier. In Abb. 9 ist der Entwurf von Schmitz und Wirtz dargestellt, der sich leider auf die Ostseite beschränkt. Die Abb. 3, 7 u. 8 zeigen die Entwürfe von Reitz u. Sievernich. Als Beurteiler waren folgende Herren ausgewählt: Regierungspräsident Dr. zur Nedden und Oberbürgermeister Geheimer Regierungsrat De Nys, beide in Trier, Provinzial-Konversator Prof. Clemen aus Bonn, Geheimer Baurat Emmerich aus Berlin und Professor Henrici aus Aachen. Im wesentlichen äußern sich die Gutachter als wohlbefriedigt durch das Ergebnis. Allen Berichten gemeinsam ist der Wunsch, daß der vorhandene Zustand möglichst zu erhalten sei. Jedenfalls hat der Wettbewerb sehr anregend auf die Bürgerschaft gewirkt. Ein erfreulicher Beweis dafür ist, daß Herr Patheiger, der Ankäufer des Holzhauerischen Empirehauses (Abb. 1), sich in opferwilligster Weise bereit erklärt hat, die reizvolle Fassade bei einem Neubau zu erhalten. Möge er in dieser Großherzigkeit viele Nachahmer finden.

Trier.

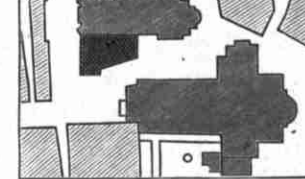
Brauweiler.

\*) 1901: S. 51, 61, 121; 1902: S. 56, 91, 116, 121; 1903: S. 21.

## Vermischtes.

**Die Fassade vom Neumünster in Würzburg.** In der Nummer vom 7. Januar 1903 der Denkmalpflege (Seite 3) wurde von den baulichen Aufgaben Würzburgs gesprochen und dabei der Wunsch geäußert, es möchte die Südseite des Neumünsters, die bis vor acht Jahren durch das Landgerichtsgebäude gedeckt war, ausgebaut und der freibleibende Platz mit gärtnerischem Schmuck versehen werden. Ein Blick auf die Abbildung und den Grundriß (S. 4, Jahrg. 1903 d. Bl.) genügt um zu erkennen, daß Pezani's Neumünster-Fassade zu jenen Barockfronten gehört wie Pozzo's Martinskirche in Bamberg, die Asamsche Johanniskirche in München, die Dreifaltigkeitskirche von Viscardi in München: durchaus nur auf Vorderansicht berechnet und ohne beiderseitige Anbauten gar nicht denkbar. Henrici hat in seinem Entwurf zur Stadterweiterung Münchens (Bl. 20) gerade das Würzburger Neumünster gewählt als Typus einer Kirche, die nur durch die Lage der Fassade in der Mitte einer leicht eingebogenen Straßenflucht wirken kann. Der Bescheid des Münchener Baukunstauschusses lautete seinerzeit auf „Anbau

an der Südseite zur Cachierung der Giebelwand“. Wenn langjährige Gewöhnung über das Fehlen des Anbaues hinwegtäuscht, so ist das begreiflich; ein schriller Mißklang besteht dennoch.



Lageplan vom Dom und Neumünster in Würzburg.

auf dem die Schönbornkapelle zur vollen Wirkung gelangen. In Sittes Buch über den Städtebau waren die Plätze um den Dom als Beispiel für schöne „Fassaden-

Ein Anbau, wie ihn der beigegebene Lageplan zeigt, geschlossen gebaut und im Maßstab des nördlichen Anbaues gehalten, gibt der Fassade ihren vollen Wert zurück. Die formlos ineinanderfließenden Plätze werden getrennt, die Westfassade des Domes erhält wieder ihre Einrahmung und es entsteht ein Platz, und die Kuppel vom Neumünster als Beispiel für schöne „Fassaden-

und Chorplätze“ aufgeführt; in der französischen Bearbeitung des Werkes freilich mußte der Würzburger Grundriß ausfallen, da ja die Anlage durch den Abbruch des Landgerichtes zerstört war. Daß durch einen Anbau in den angegebenen Grenzen der Verkehr leiden wird, ist nicht anzunehmen. Für den jetzigen freien Durchgang ist auch eine Verengerung vorgeschlagen, durch gärtnerischen Schmuck. Gärtnerischen Schmuck pflegt man nun ja aus guten Gründen nicht in das Zentrum verkehrsreicher Städte zu verlegen. Den vielfachen Schwierigkeiten eines Ausbaues der Südfassade wäre man durch solchen Anbau enthoben und neben dem künstlerischen bedeutet der Vorschlag auch reichen sachlichen Gewinn. Nochmals: die Gewöhnung an den jetzigen Zustand darf nicht irreführen, man achte auf eine begründete Warnung von außerhalb.

H. B.

**Der stenographische Bericht über die Verhandlungen auf dem vierten Tage für Denkmalpflege** wird demnächst im Verlage der Ch. F. Müllerschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe erscheinen.

**Zur Vorbereitung eines Gesetzes zum Schutze der Naturdenkmäler in Oesterreich** hat der österreichische Kultusminister die k. k. Landesregierungen aufgefordert, eine eingehende und zuverlässige Verzeichnung jener Naturdenkmäler vorzunehmen, die einen schönheitlichen, wissenschaftlichen oder geschichtlichen Wert besitzen. Außerdem wird empfohlen, berufene Vertreter der in Betracht kommenden Wissenschaften zu Gutachten über die in Rede stehenden Fragen aufzufordern. Als wünschenswert wird es ferner bezeichnet, daß von den angesehensten Touristenvereinen Mitteilungen über Gegenden von hervorragender landschaftlicher Schönheit eingeholt werden, die durch gewerbliche Anlagen oder zufolge anderweitiger Umstände in besonders auffälliger Weise entstellt wurden. Dementsprechend ist der betreffende Erlaß des österreichischen Kultusministers auch dem deutsch-österreichischen Alpenverein zugestellt worden. Es werden darin alle im In- und Auslande bis jetzt getroffenen Maßnahmen zum Schutze der Naturdenkmäler usw. aufgeführt. Von den privaten Vereinen, die in diesem Sinne wirken, seien erwähnt: für England der National trust for places of historic interest or natural beauty, sowie zahlreiche Lokalvereine, ein besonderer Verein wirkt hier auch gegen die Entstellung von Landschaftsbildern durch Anzeigetafeln, in Frankreich die Société pour la protection des paysages (vergl. S. 96, Jahrg. 1901 d. Ztschr.). In Deutschland ist es namentlich der Verschönerungsverein für das Siebengebirge, der schöne Erfolge erzielt hat (vergl. Jahrg. 1899, S. 35 u. 115). Die Gesetze und Polizeiverordnungen, die in Preußen und Hessen zum Schutze landschaftlicher Schönheiten erlassen sind und über die Herstellung forstbotanischer Merkbücher in Preußen haben wir Jahrg. 1902, S. 73, 55, 100 d. Ztschr. berichtet.

**Ueber landschaftliche Glockenkunde** handelt ein in der Monatschrift Deutsche Geschichtsblätter (herausgegeben von Dr. Armin Tille in Leipzig, 4. Band, Juni-Heft 1903) erschienener Aufsatz von H. Bergner in Nischwitz (Sachsen-Altenburg), der zur Untersuchung der Glocken anregen und die Mittel und Wege dazu angeben will. Der Verfasser empfiehlt zunächst die einschlägige Literatur, wobei er mit Recht besonders der Otteschen Glockenkunde gedenkt sowie die letzte Schrift Ottes „Zur Glockenkunde“ erwähnt. Richtig ist, daß diese sich — unausgesprochen — gegen meine „Alterbestimmung der Glocken“ (Zeitschrift für Bauwesen 1889) wendet, aber eine „etwas magistrale Sicherheit“ hat Otte in meiner Arbeit wohl nicht gefunden. Mit Hinsicht auf seinen und meinen Aufsatz über die Lullusglocke in Hersfeld (Deutsche Bauzeitung 1889) bedauerte Otte, nicht zeichnen zu können; ich habe ihm daher einen Teil der Abbildungen seiner Schrift gegen mich gezeichnet. Was Bergner selber über die Glocken in Thüringen und Sachsen-Meiningen geschrieben hat, kann nicht unbedingt als Muster gelten, wie schon sein zweites hier daraus angeführtes Muster zeigt, das in mehrfacher Hinsicht Bedenken hervorruft. Denn eine „Schlagglocke“ ist doch nicht eigentlich eine Glocke, die zufällig zur Angabe der Stunden durch das Uhrwerk benutzt wird, sondern die eine klöppel- und klöppelringlose, unverhältnismäßig breite Gestalt hat, für die Uhrammerschläge besonders gegossen ist und somit nicht geläutet werden kann. Wäre die in der Johanniskirche in Saalfeld eine wirkliche Schlagglocke, so müßte auch ihre Höhe angegeben und auf die Seltenheit eines solchen Stücks für 1353 hingewiesen sein. Hinzuweisen wäre ferner auf das Vorkommen der Majuskelschrift hier nach 1350 und auf die vermutlich in der Technik liegenden Gründe dafür.

Auf Grund eigener Erfahrung empfehle ich, die Inschriften nicht auf Papier mit „Farbstein“, sondern mit einem Graphitbeutel abzupausen und sie nicht mit „Staniol“, sondern mit genähtem Papier abzudrücken, wie die der größten Sammlung von Glockeninschriften, der von Uldall in Randers in Dänemark, dessen

Arbeiten in der angehängten Quellenzusammenstellung von Liebeskind fehlen. Die Rippen sind durch Ordinaten und Abszissen un schwer genau aufzumessen, lassen sich aber nicht „mit Hilfe eines großen Zirkels abstechen“. Unverständlich ist, was der Verfasser „vorn und hinten“ an der Glocke nennt, denn das kann es nicht geben. Umständlich ist die empfohlene Vielfältigkeitsart, da niemand besser als die zinkographischen Anstalten selber auf Verkleinerungen eingerichtet sind. Am Schlusse ist den Freunden von Glockenstudien „demütiger Stolz auf kleine aber sichere Ergebnisse“ gewünscht.

Hannover.

Dr. G. Schönermark.

**Eine Wandkarte mit farbigen Darstellungen vor- und frühgeschichtlicher Funde**, die in großem Maßstabe die Haupttypen von Steinwerkzeugen, Urnen, Schmucksachen, Waffen usw. aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit wiedergibt, hat der „Niederlandsche Oudheidkundige Bond“ herausgegeben. Dr. R. Jesse, Konservator am holländischen Reichsmuseum in Leiden, hat einen kurzen erklärenden Text in holländischer Sprache dazu geschrieben. Die Karte erscheint zur Aufhängung in Schulen besonders geeignet, sie soll aufklärend und belehrend wirken, damit bei Erd- und Feldarbeiten, bei Ausschachten von Baugruben usw. vorgeschichtliche Funde nicht mutwillig oder aus Unkenntnis zerstört werden. Karte und Text sind von Joh. Muller in Amsterdam für einen Gulden zu beziehen.

**Ueber die Herleitung der Bezeichnung „Barbakane“**. Zu den Kunstausdrücken des mittelalterlichen Befestigungswesens, deren ursprüngliche Bedeutung und sprachliche Herkunft bis jetzt noch keine befriedigende Erklärung gefunden haben, gehört neben einigen anderen auch die Bezeichnung Barbakane oder mittelhochdeutsch Barbigän.

Das Wort wird bekanntlich in neuerer Zeit vorwiegend in der Bedeutung eines Vortores oder eines Brückenkopfes angewandt, ob mit Recht, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Die zu seiner Erklärung bisher gemachten Versuche haben sich fast nur auf das Gebiet der orientalischen Sprachen beschränkt, eines teils, weil in diesem einige anklingende Wortformen die Lösung des Rätsels zu verheißen schienen, andernteils wohl auch, weil in hergebrachter Ueberschätzung des Einflusses der Kreuzzüge auf die mittelalterliche Kriegsbaukunst die orientalische Herkunft des Wortes als außer Zweifel stehend angesehen wurde. Es erscheint belanglos, auf diese mißglückten Erklärungsversuche hier einzugehen, da das Fehlen jeder Beziehung der mittelalterlichen Barbakane zu dem arabischen barbakh Wasserröhre und khāna Haus, sowie zu dem persischen bāla-klaneh Erkerfenster, oberes Zimmer, ohne weiteres in die Augen springt.

Neuerdings hat Gustav Körting in seinem lateinisch-romanischen Wörterbuche (II. Aufl. Paderborn 1901) die Frage aufgeworfen, ob das Wort nicht einfach aus barba und canis zu erklären sei. Das Wort scheinere ursprünglich eine aus spitzen Pfählen u. dgl. errichtete Schanze zu bedeuten, eine solche Befestigung könne mit Bezug auf ihre gleichsam struppige Beschaffenheit vom Volkswitz sehr wohl als „Bart“ bezeichnet und zugleich, weil sie aus eine Art spitzer Zähne besteht, mit dem Hund in Verbindung gebracht werden. Es ist aber nicht wohl anzunehmen, daß das Wort Barbakane in der lateinischen Sprache zu einer Zeit, als diese noch Volkssprache war, entstanden sei, weil es sich in der klassischen Latinität und auch noch bei Vegetius nicht vorfindet, und die römische Befestigungskunst auch bereits eine Auswahl von Bezeichnungen für den fraglichen Gegenstand besaß. Dagegen ist es als wahrscheinlich anzusehen, daß erst die Schreibe-kundigen des Mittelalters, Mönche, Gelehrte, Verwaltungsbeamte und andere dem Kriegswesen fern stehende Personen, denen das Urwort in mehr oder minder veränderter dialektischer Form überkommen war, welche aber mit demselben nichts anzufangen wußten, die uns überlieferten mittellateinischen Wortformen geschaffen haben, indem sie — vielleicht einer gleichen Gedankenverbindung wie Körting folgend — das ihnen fremde, aber an barba und canis oder canis anklingende Wort in ihrer Weise für den Schriftgebrauch zurechtstutzten.

Die Anwendungsformen des Wortes Barbakane in dem mittelalterlichen Schrifttum lassen erkennen, daß der Gegenstand derselben ursprünglich ein Hindernismittel gewesen sei, welches dem Gegner an irgend einer Stelle der Befestigung entgegengesetzt werden konnte, und weisen ungeachtet ihrer Verschiedenheit lautlich und begrifflich auf zwei Grundworte zurück, deren Wurzeln im Keltischen und im Lateinischen zu suchen sind, nämlich auf barre Schranke und piquant stehend, auch substantivisch: Stachel, Dorn, Spitze.

„Barre-piquant“ ist also altfranzösischer Herkunft (entsprechende Bildungen sind terre-noix, terre-plein usw.) und be-